

Patrick Frey*Hasengeister, Hirschgesichte, Fuchsphantasmen, 2019*

Die Tierbilder in diesem Buch beruhen auf einem Vorgang, bei dem es uns widerstrebt, von anteilnehmender Beobachtung zu sprechen. Wildkameras wurden ursprünglich für Wissenschaftler und Jäger konzipiert und dienen heute, neben dem Tiermonitoring, vor allem der Objektüberwachung, und natürlich immer noch der Jagd. Bereits im Ausdruck Tierfallenbilder schwingt die hintergründige Aggressivität des Fangens und Erlegens, des Erbeutens mit.

Es sind Fotografien, bei denen kein menschliches Auge, kein menschliches Bewusstsein beteiligt war, rein apparatische Bildkonstrukte mit Zufallscharakter, ausgelöst durch die Bewegungen der tierischen Akteure, die hier, ohne Wissen und Intention, eine Art von bewusstseinslosen Selfies produzieren. Was dabei entsteht, sind Portraits von überraschten, geblendeten oder gebanntem Wesen, in deren Augen oder Körper man je nachdem eine tiefe Verwunderung oder auch einen furchtbaren Schrecken zu erkennen glaubt.

Fotofallenbilder von „nichtmenschlichen Tieren“, wie es die Tierethik formuliert, sind auf doppelte Weise von Subjektivität befreit. Da ist zum einen kein fotografischer Autor und zum anderen gestehen wir den anonymen und normalerweise unsichtbaren Wildtieren, anders als im Falle der Haustiere, keinen Subjektstatus zu. Fotofallenbilder von wilden Tieren sind daher doppelt objektiv, emotionslos und frei von jeder Empathie, sie sind, romantisch ausgedrückt, vollkommen unbeseelt.

Interessanterweise verwandeln sich aber gerade in diesem äusserst profanen, auf reine Faktizität und Quantifizierbarkeit ausgerichteten Dispositiv einer Wildkamera – wann kam da welches Tier vorbei? – die Dinge in ihr Gegenteil. Die banale physische Wirklichkeit der abgebildeten Tiere wird im Akt des Fotografiertwerdens verändert und in Frage gestellt. Unterstützt durch den Verzicht auf natürliche Farbigkeit, wird ein Prozess in Gang gesetzt, der die Wahrnehmung der uns so vertrauten Tiere sublim aber tiefgreifend irritiert.

Teils kommen die Tiere der Wildkamera zwar auf fast schockierend intime Weise nahe, wirken aber gerade dann umso unnahbarer und unwirklicher, verwandeln sich in reine Erscheinungen, apparatisch generierte Spukgestalten, so wie die vom Blitzlicht angestrahlten Schneeflocken, die in der Unschärfe zu einem märchenhaften, abstrakten Ornament von weissen Punkten verschwimmen. Vertraute Tiere erscheinen als fremdartige überbelichtete Schemen, Gespenster aus weiss ausgebrannten Umrissformen von Körperteilen, Ohren, Schnauzen, ein unscharfes aufgerissenes Auge, einen Grossteil der Bildfläche füllend. Oft erscheint ihr Fell seltsam unreal illuminiert, wie von unten her durch ein Lichtquelle unbekannter Herkunft erleuchtet, ein halluzinativer Umkehr-Effekt, wie auf dem Negativ eines analogen Films. Aus dem schwarzen Nichts erscheinen Hasengeister, Hirschgesichte, Fuchsphantasmen, aus deren schreckhaft aufgerissenen Augen ein kaltgleissendes Licht strahlt, als wären sie bioelektrische Mischwesen, animalische Aliens aus einem Fantasyfilm.

Was ist es also, was wir sehen, wenn da kein Autor ist, der mit seinem Gefühl, seiner Empathie oder – wie im Falle von Tierbildern – wohl eher mit seinem Sentiment diese unüberbrückbare Distanz zwischen uns und dem Reich der nichtmenschlichen Tiere zu überwinden versucht? Spielt es eine Rolle, dass wir die Tiere in ihrem natürlichen Habitat „überraschen“, so, wie wenn wir einen Menschen heimlich filmen, indem wir in seine Intimsphäre eindringen? Hoffen wir vielleicht, dem immanenten Rätsel der animalischen Wesen näherzukommen, wenn kein menschlicher „Beobachter“ das Beobachten des Tieres beeinflusst?

Was zeigen uns diese nächtlichen Überraschungen wirklich? Was sehen wir, wenn wir die schönen Hirschkühe sehen, mit ihren Hälsen und Leibern, die auf eine so unglaublich grazile Weise langgestreckt sind, dass man sie man lasziv nennen müsste, wäre das in diesem Kontext nicht völlig unangebracht, die Rehe mit ihren übergrossen, feuchtschimmernden Augen, die wie in einer absichtlich wirkenden Pose voller Anmut das Bein anheben, die Hasen im rasenden Hasengalopp, scheinbar in der Luft schwebend oder nur auf den Vorderläufen stehend, wie nach vorne fallend, die Beine auf vollkommen unwahrscheinliche Art und Weise ineinander verschränkt, oder die Füchse mit ihrer Beute in der Schnauze, geschäftig, triumphierend?

Die bis ins Wunderbare aber auch ins Skurrile führenden Verfremdungseffekte des Wildkamera-Dispositivs sind nicht einfach nur ästhetisch höchst fruchtbar, sie verweisen möglicherweise auf etwas Fundamentales, das unsere Beziehung zu den Bewusstseinen der Tiere selbst in Frage stellt.

Vielleicht zeigt sich in dieser entrückt seelenlosen Beutestrecke der Fotofallenbilder gerade dies am besten: wie unendlich fremd uns die Tiere in ihrem Wesenskern, in ihrem „Fühlen“ und „Denken“ und „Wünschen“geblieben sind, trotz aller Verhaltensforschung und Pferdeflüsterer und trotz der überwältigenden Suggestion emotionaler Seelenverwandtschaft, wie etwa, wenn wir in einem Video-Clip sehen, wie ein im Sterben liegendes Pavianweibchen nach vierzig Jahren seinen einstigen Betreuer wieder trifft und ihn, begleitet von herzerreissenden Lauten, ein letztes Mal umarmt.

Das Bewusstsein der Tiere ist ein fremder, weithin unerforschter Kontinent. Selbst bei unseren Haustieren, die sich uns bis in die intimsten Bereiche des Verhaltens angeglichen und die wir im Akt des Inbesitznehmens nicht nur aus der anonymen Masse der „fremden“ Hunde oder Katzen heraus resubjektiviert und mit einem Namen versehen haben, sondern die wir mit alles vereinnahmender Zärtlichkeit und unserer obsessiven Gier nach humanoider Kommunikation bis zur Perversion vermenschlichen, ist ein Glutrest von opaker animalischer Fremdheit erhalten geblieben, der uns zutiefst beunruhigt und bis ins Innerste erschreckt, wenn er sich manifestiert.

Ein Schrecken, ähnlich dem, der uns umgekehrt befallen könnte, falls wir in gewissen seltenen Momenten realisierten, wie radikal wir uns von der Vorstellung, dass so etwas wie ein tierisches Bewusstsein überhaupt existiert, entfernen müssten, um beim Verspeisen eines Rehrückens keine kannibalistischen Empfindungen zu haben.

Das Flüchtige, dieses Unwirkliche der von der Wildkamera erfassten Tiere, das Geisterhafte ihres Erscheinens und Verschwindens ist eine Metapher für unsere ebenso gespenstische wie fundamentale Unwissenheit über die Beschaffenheit eines nichtmenschlichen tierischen Bewusstseins. Und zugleich, in dieser bildstarken Mischung aus Entfremdung und Verzauberung dürfen die vom kalten Blitzlicht illuminierten Kreaturen wieder das sein, was sie vor aller menschlicher Aneignungs- und Deutungsversuche schon immer waren: Geschöpfe aus einer anderen Bewusstseins-Sphäre, exotische Subjekte des animalischen Paralleluniversums, mitten in unserer Welt, mitten unter uns, den menschlichen Tieren.